Nr. 64. Sonnabend, den 8. Februar 1919. — Abend-Ausgabe. 33. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo" erscheint täglich zweimal, Sonntags und nach Feiertagen nur einmal. Bezugspreis: monatlich ℳ 2,60 vierteljährlich ℳ 7,80 frei ins Haus. Einzelnummer in der Expedition, in den Filialen und bei den Straßenhändlern 10 ₰. Versandbedingungen monatlich ℳ 4,—. Buchhandlung: Erdgeschoß Buchdruckerei-Kontor 1. Stock. Heilandstr. 11.

Redaktion: Heilandstraße 11. 1. Stock. Hamburg 36. Expedition: Heilandstraße 11. Erdgeschoß.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Petersson in Hamburg.

Anzeigen die neungespaltene Petitzeile oder deren Raum 60 ₰. Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen 35 ₰ zuzüglich Teuerungszuschlag von 20%. Anzeigen-Annahme Heilandstraße 11. Erdgeschoß (bis 7 Uhr abends für den folgenden Tag), in den Filialen (bis 5 Uhr), sowie in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen.

Kautskys Aktionsprogramm.

II.

Eins der Hauptmittel der Sozialisierung ist die Verstaatlichung des Eigentums an den Produktionsmitteln. Das gewaltigste dieser Produktionsmittel aber ist der Grund und Boden. Nach Kautsky macht dessen Verstaatlichung die allergeringsten Schwierigkeiten. Man muß vorderhand nur unterscheiden zwischen dem Grund und Boden selbst und den darauf errichteten Betrieben. Der erstere wird einfach durch Ukas verstaatlicht und die darauf stehenden Betriebe läßt man vorläufig weiter wirtschaften wie bisher. Nur bleiben die Betriebseigentümer nicht mehr Grundeigentümer, sondern werden Pächter. Kautsky greift also hier zunächst einmal zu einem mehr formalistischen Mittel, um diese Verstaatlichungsfrage zu lösen. Er sieht selbst ein, daß es nicht viel mehr wie eine Formalität sein kann; denn wir wissen ja erst nach dem Friedensschluß, „wie weit das deutsche Volk über sein Staats- und Reichseigentum eigentlich verfügen kann". Im übrigen plädiert er für Ablösung alles dessen, was nachweisbar durch Kauf erworben ist. Nicht entschädigt natürlich werden aufgelöster Fideikommißbesitz und Einnahmen, die noch aus der Feudalzeit stammen, wie Bergwerksregale und dergleichen.

Kautsky verlangt dann weiter, daß die Sozialisierung nach Möglichkeit nicht vereinzelte Betriebe, sondern ganze Industrien umfassen solle. Jeder Industriezweig solle von einer Kommission verwaltet werden, in der die Staatsgewalt, die Arbeiter und — die Abnehmer zu je ein Drittel vertreten sind. Kautsky will also auch die Konsumenten berufen, bei der Produktionsweise mitzuwirken, genau wie er dem Staat die Aufsicht überträgt. Damit drückt er zugleich aus, daß zwischen den Arbeitern und den Konsumenten ein latenter Gegensatz vorhanden sein muß, der durch gemeinschaftliche Verständigungsarbeit überbrückt werden soll. Kautsky weist auch auf diesen Gegensatz hin: die Arbeiter verlangen höhere Löhne und kurze Arbeitszeit und die Konsumenten niedrige Preise. Aufgehoben kann dieser Gegensatz nur durch eine höhere Produktivität der Arbeit, also durch umfassendere Mechanisierung, werden. Das ist im allgemeinen durchaus nötig und müßte möglichst sofort verwirklicht werden. Leider aber ist dank unserer völligen wirtschaftlichen Ohnmacht und unserer Armut an fremden Rohstoffen der deutsche Ingenieur gerade jetzt, wo er aus sozialen Gründen die höchsten Aufgaben zu lösen hätte, am allerstärksten gebunden. Wir fürchten, daß vorübergehend dieser Ausgleich zwischen Arbeitern und Konsumenten auch anders geschaffen werden muß. Der Arbeiter wird höhere Löhne brauchen, und der Konsument wird höhere Preise zahlen müssen. Beide Kontrahenten sollten aber versuchen, auf einer erträglichen Linie zusammenzukommen. Letzten Endes ist ja auch der Arbeiter der Hauptkonsument und hat auch deshalb ein Interesse daran, daß dieser nicht einzig und allein immer belastet wird.

Die Frage der Sozialisierung in der Landwirtschaft muß natürlich auch nach Kautsky anders angepackt werden. Der Eigentumsfanatismus des Bauern ist erst in Generationen geistig zu überwinden. Hier wird ein sehr langwieriger Prozeß erst dahin führen, den Grund und Boden in die Hand des Volksstaates zu bekommen. Kautsky glaubt es so zu erreichen, daß sich der Staat bei jedem Grundstücksverkauf das Vorkaufsrecht sichern müßte. Selbstverständlich geht daneben und vor allem wesentlich schneller die Sozialisierung der landwirtschaftlichen Riesenbetriebe. Die Umwandlung der Latifundien und der übrigen Großbetriebe müßte in ähnlicher Weise vor sich gehen wie in der Industrie. Gegen eine Zerschlagung der Großbetriebe in Kleinbetriebe spricht er sich ganz entschieden aus. Das sei Rückschritt, und überdies sei der Zug aufs Land äußerst schwach. Wir halten diese Frage in diesem Sinne allerdings für noch nicht entschieden. Die Siedelungsgenossenschaften hatten selbst unter dem alten Regime einen immerhin beachtenswerten Zuspruch. Und das alte Preußen-Deutschland mit seiner bürgerlichen Unfreiheit auf dem Lande hatte wirklich nichts Verlockendes. Unserer Auffassung nach müssen wir die Siedelungsfrage auch vom sozialistischen Standpunkt aus fördern helfen. Abtrennung größerer Landflächen von Großgütern zur Umwandlung in Kleinbesitz braucht nicht absolut mangelnde rationelle Wirtschaft in sich zu schließen. Einmal entlastet sich die Volksernährung durch Schaffung von Selbstversorgern selbst, und zum anderen hat es der Staat in der Hand, die rationelle Wirtschaft bei den Kleinen durch Förderung des Genossenschaftswesens, durch Stellung von Maschinen und jede andere Art gemeinnütziger Hilfe zu heben. Darüber ist also das letzte Wort sicher noch nicht gesprochen. Kautsky selbst hofft ja von einer allgemeinen Hebung der Kulturverhältnisse auf dem Lande die Anziehungskraft nach dorthin zu steigern.

Der Sozialisierung durch Kommunalisierung räumt Kautsky natürlich auch einen weiten Spielraum ein. Die großen Städte mit ihren Menschenansammlungen werden in erster Linie Konsumentenorganisation sein und werden deshalb zur kommunalen Sozialisierung besonders der Lebensmittel kommen. Daß die Sozialisierung des Wohnungsbaues ebenfalls eine der ersten Aufgaben des Gemeindesozialismus ist, kommt natürlich bei Kautsky auch zum Ausdruck. — Als wichtige Frage behandelt er auch die zukünftige Steuerpolitik. Er vertritt, wie wir schon betonten, im allgemeinen das Prinzip der Ablösung und nicht das der Konfiskation. Nicht nur aus Gerechtigkeit, sondern weil wir bei einfacher Konfiskation nur einzelne Kapitalisten und nicht die ganze Klasse träfen, und weil weiter die Kapitalisten, deren Produktion wir noch nicht entbehren können, sich natürlich hüten würden, irgend etwas zu unternehmen. Das ist auch schon deshalb von besonderer Wichtigkeit, um die Steuerkraft der Besitzenden nicht von vornherein versiegen zu lassen. Kautsky findet dafür folgende Formel:

„Als Reichseinnahmen kommen in erster Linie direkte progressive Steuern auf den Besitz und das Einkommen der wohlhabenden Klassen in Betracht. Das Erbrecht kann in weitgehendem Maße eingeschränkt werden. Nur darf man nicht vergessen, daß diese Steuern, wenn sie einen nennenswerten Betrag liefern sollen, einen erheblichen Besitz und bedeutende Einkommen voraussetzen, deren erste Vorbedingung wieder ein geregelter Gang der Produktion ist. Die Grundlage jeder gesunden Finanzpolitik ist eine blühende Produktion, die große Ueberschüsse an Produkten liefert. Nur aus diesen Ueberschüssen können ohne Schädigung des Staates und der Bevölkerung die Steuern bezahlt werden. Sie sind von jenen Klassen zu entrichten, die sich der Ueberschüsse der Produktion zunächst bemächtigen. Die strengsten Steuergesetze gegen die Reichen liefern keinen Ertrag, wenn die Produktion stockt."

Wir sehen, Kautsky rechnet damit, daß der Teil der Wirtschaft, der privatkapitalistisch betrieben werden muß — weil das uns mit Rohstoffen beliefernde Ausland eben auch noch kapitalistisch ist — ein recht erheblicher Teil des deutschen Wirtschaftslebens sein wird. Vor welche Komplikationen wir hier allerdings noch gestellt werden können, darüber macht Kautsky keine Andeutungen. Und doch sind solche Komplikationen höchstwahrscheinlich zu erwarten. Wir bezweifeln, daß der Kapitalismus mit seiner gewohnten Profitrate sich besonders für die Produktion begeistern wird, wenn ihm starke Steuern drohen oder ihm nur etwa 5 pZt. Verzinsung seines Kapitals gestattet sind. Das wäre das eine Bedenken. Auf ein anderes weist Kautsky selbst hin:

„Der Staat ist nicht in der Lage, den Kapitalisten große Summen durch Besteuerung abzunehmen, wenn die Arbeiter vorher auf dem Wege der Lohnerhöhung den Profit und Zins aufgehoben haben. Darüber müssen sich die Arbeiter klar sein: Je mehr es ihnen gelingt, den Mehrwert zu verringern, den das Kapital einsteckt, desto mehr müssen sie selbst von ihren Einnahmen an Steuern zahlen, soll der Staat die Summen aufbringen, deren er zu seinem Fortbestehen bedarf."

Die Probleme des praktischen Sozialismus häufen sich also und ihre Lösung verlangt vor allem eine gründliche politische und sozialistische Erziehung unserer Arbeiter, die sich jetzt in so glänzendem Ansturm die politische Macht erobert haben. Zu halten ist diese politische Macht aber nur dadurch, daß die Vorbedingung jeder auf Lebensbejahung und Lebensanrecht basierenden Politik sich auf eine gesunde, lebenssichernde Wirtschaft stützen kann. Wir bleiben also immer vor der einen Riesenerkenntnis stehen: Deutschland ist bettelarm geworden. Ihm wird vom kapitalistischen Ausland ein schlimmer Gewaltfriede aufgezwungen. Der kann vielleicht im Laufe der Jahre durch den sozialistischen Willen des internationalen Proletariats gemildert werden. Vorläufig aber müssen wir seine Lasten tragen. Da gibt es nur zwei Möglichkeiten. Den Wertertrag unserer Arbeit so umfassend wie möglich zu erhöhen und vom Privatkapital dem Staate wiederum so viel zuzuführen als möglich ist, d. h. nur so viel zu nehmen, daß der privatkapitalistische Antrieb: die Profiterzeugung, nicht ganz ausgeschaltet wird. So kommt denn Kautsky bei der Aufstellung seines Aktionsprogramms zu der nüchternen Feststellung, daß wir zunächst eine sozialistische Republik haben werden, die ein Gemisch schwach privatkapitalistischer und sozialistischer Struktur haben wird. Den Extremen, die weit vom Lande der Wirklichkeit stehen, wird diese sozialistische Perspektive natürlich nicht gefallen. Auch für sie wird Kautsky ein Verräter am Sozialismus sein, der es mindestens nicht ernst mit der Verwirklichung meint. Mit dieser Verdächtigung jeglichen ernsten Strebens muß man nun einmal rechnen. Ob sich aber dadurch das, was ist, aus dem Geleise bringen läßt, ist eine andere Frage. Der Versuch dazu wird ohne Zweifel gemacht werden. Das vermehrt natürlich die Leiden der Arbeiter und gibt dem kapitalistischen Feind die Hoffnung, daß sich die Arbeitermassen dank ihrer innerlichen und äußerlichen Zerrissenheit unfähig erweisen werden, ihr sittlich so tief berechtigtes Staats- und Gesellschaftssystem aufzubauen. Diese Zerrissenheit endlich einmal zu beseitigen, den Arbeitermassen einen klaren Einblick in den Komplex sozialistischer Möglichkeiten zu geben, ist letzten Endes der Zweck des Kautskyschen Entwurfs gewesen. Seine Arbeit gilt „der Verständigung aller wahrhaft sozialdemokratisch Gesinnten"; in diesem Sinne müssen wir sie anerkennen und unterstützen, und offen gesagt, wir hätten uns um dieses Ziel, für solche Aufgaben nie trennen brauchen.

Aus der Nationalversammlung.

Davids Rede. Die neuen Regierungsmänner. Deutschnationale Verfassungsänderungsanträge.

Uns ist für die heutige Morgenausgabe nur ein kurzer telegraphischer Bericht über die Präsidentenwahl zugegangen. Ueber die Rede Davids geht uns erst heute morgen ein telegraphischer Auszug zu, den wir hiermit zur Kenntnis unserer Leser bringen.

Der neue Präsident Dr. David dankte zunächst dem alten Präsidenten und führte dann aus: Ich könnte es nicht wagen, das Amt zu übernehmen, wenn ich nicht dabei auf Ihren guten Willen rechnen dürfte. Gewaltige Aufgaben harren unser. Der Neubau unseres Hauses soll ein dauerndes, wohnlicheres Haus für unser politisches Zusammenleben bringen, als das alte es war. An Stelle des früheren, auf Vorrechten einzelner und der staatsbürgerlichen Bevorzugung einer Minderheit aufgebauten Systems soll eine auf voller staatsbürgerlicher Gleichberechtigung beruhende Demokratie treten. (Beifall). Die Demokratie ist der Ausdruck des höchsten politischen Ideals. Nur das unerschütterliche Festhalten an der Entscheidung durch den Mehrheitswillen kann die Gefahr beschwören, die sonst aus den inneren Kämpfen und Gegensätzen entspringen könnte. Die Demokratie, die dem Volke das hohe Recht der Selbstbestimmung gibt, legt auch die hohe Pflicht der politischen Selbstzucht jedem einzelnen auf. Das demokratische Recht des einzelnen findet seine Grenzen in dem demokratischen Recht der anderen. Auch dieses Haus soll eine Stätte des freien Wortes sein, aber auch eine Stätte der freien Unterordnung des einzelnen unter den Willen und das Werk der Gesamtheit. Nie wollen wir vergessen, daß die Augen der ganzen Welt auf uns gerichtet sind, und daß unser in Not und Qual seufzendes Volk nicht Worte von uns erwartet, sondern Taten. (Zustimmung.) Auch der wirtschaftliche Wiederaufbau soll Neues und Besseres an die Stelle des Alten setzen. Die Revolution ist nicht nur eine politische, sie ist auch eine wirtschaftliche und soziale Revolution. Es wäre verhängnisvoll, das zu vergessen. Ein neues, höheres Gesellschaftsideal lebt in den Massen des werktätigen Volkes. Die Idee des Sozialismus ist die Ueberbrückung des Gegensatzes zwischen einer dünnen kulturreichen Oberschicht und einer breiten kulturarmen, wenn nicht in direktem physischem und geistigem Elend dahinlebenden Unterschicht. Nur durch Lösung dieses Problems kann der dauernde Friede im Innern unseres Volkes errichtet werden. Nur wer versteht, daß das Sehnen der Millionen nach Formen kultureller Gleichberechtigung unser Volk erfüllt, wird ohne Haß und Furcht dem Drängen der Arbeitermasse gerecht werden.

Zum deutschen Staat und zum deutschen Volk gehört bis zur Stunde auch Elsaß-Lothringen (Beifall). Die Wahlen sind dort verhindert worden. Wir senden dem elsaß-lothringischen Volk unseren Gruß und werden nicht aufhören zu fordern, daß auch ihm das Recht der Selbstbestimmung gewährt wird, wie es in den Wilsonschen Grundsätzen ausgesprochen ist. (Beifall und Händeklatschen) Zu diesem deutschen Land und Volk gehört auch der deutsch-österreichische Bruderstaat. Die Wiedervereinigung ist dem ganzen deutschen Volke Herzenssache. Ich gebe mich der Hoffnung hin, die Vertreter Deutsch-Oesterreichs in nicht allzu ferner Zeit als Kollegen in unserer Mitte willkommen heißen zu dürfen. (Stürmischer Beifall.) Die Arbeit der Nationalversammlung soll die Freude unseres Volkes an seinen politischen und sozialen Einrichtungen erhöhen. Sie sei das weithin sichtbare Zeichen des neuen großen nationalen Willens zur lebenden Erneuerung im Innern und des Willens zur kraftvollen Geltendmachung des Lebensinhaltes unseres Volkes nach außen. So müsse denn von Weimar eine Flamme ausgehen, die die Herzen unseres Volkes erwärmt, die seine Seele erleuchtet in dieser düsteren Zeit nationalen und persönlichen Leidens, um mit neuem Lebensmut und neuer Kraft aus dem finsteren Tal der Gegenwart den Aufstieg zu finden zu einer lichteren und glücklicheren Zukunft.

•

Ueber die neuen Regierungsmänner

will der „Berliner Lokalanzeiger" erfahren haben, daß Scheidemann als Reichsminister-Präsident wieder Reichskanzler genannt werden soll. Neu geschaffen werden soll der sogenannte Reichsverteidigungsminister. Zum Leiter ist Noske ausersehen. Für die Besetzung des Kolonialamtes kommen Dernburg, Erzberger und Freiherr von Richthofen in Betracht. Es ist noch fraglich, ob das Kolonialamt als solches bestehen bleibt. Als sicher kann gelten, daß Graf Brockdorff-Rantzau sein Amt als Reichsminister des Aeußern behalten wird. August Müller, der Leiter des Reichswirtschaftsamtes, wird diesen Posten verlassen und durch Oberst Koeth vom Demobilmachungsamt ersetzt werden.

Wie der „Deutschen Tageszeitung" aus Weimar berichtet wird, bereitet die deutsch-nationale Volkspartei Aenderungsanträge zum Entwurf einer provisorischen Verfassung vor. Ihr Zweck sei, im Interesse der grundsätzlich allgemein anerkannten Vollmachten der Nationalversammlung Bestimmungen aus dem Entwurf auszumerzen, durch die der endgültigen Verfassung vorgegriffen werden sollte.

In der Sonnabend-Sitzung, so meldet die „Deutsche Tageszeitung", soll, falls das Notgesetz angenommen wird, sofort zur Wahl des Reichspräsidenten geschritten werden. Von den Sozialdemokraten wird Ebert vorgeschlagen. Am Montag soll die neue Kreditvorlage durch eine Rede Scheidemanns eingeleitet werden.

Ueber die Teilnahme an der Regierung verständigten sich, laut „Berliner Lokalanzeiger", die Mehrheitssozialisten und die Demokraten endgültig. Auch das Zentrum ist zu diesen Beratungen zusammengetreten, wobei eine vollständige Uebereinstimmung der drei Parteien erzielt worden ist.

Die „Voss. Ztg." meldet aus Weimar: Bei den Besprechungen über den Geschäftsgang der Nationalversammlung sei man zu der Ueberzeugung gelangt, daß es unmöglich sein werde, in der vorgesehenen Frist von 2 Monaten die Arbeiten zu erledigen. Die Parteien seien deshalb mit der Regierung in Verhandlungen getreten, und diese habe ihre Zustimmung dazu gegeben, nach den Osterferien, die am 11. April beginnen sollen, eine zweite Tagung einzuberufen, und zwar nach Berlin.

Weiter meldet die „Voss. Ztg.", daß das Zentrum bereits bestimmte Forderungen für die endgültige Verfassung angemeldet habe, so zum Beispiel, daß die Trennung von Staat und Kirche in der Verfassung ausdrücklich ausgeschlossen werden müsse. Trotzdem halte man in Mehrheitskreisen an der Ueberzeugung fest, daß das Zentrum sich an der Koalitionsregierung beteiligen werde.

In der gestrigen Sitzung der Nationalversammlung wurden folgende Abgeordneten zu Schriftführern gewählt: Richard Fischer, Berlin (SD.), Dr. Neumann-Hofer (DDP.), Stücklen (SD.), Dr. Pfeiffer (Z.), Adolf Kempfe (DVP.), Bolz (Z.), Reichwein (DNP.) und Frau Agnes (USP.).

Internationaler Sozialistenkongreß.

WTB. Bern, 7. Februar.

Die gestrige Nachmittagssitzung der internationalen Sozialistenkonferenz begann mit einer Erörterung der Gebietsfragen.

Mistral (Frankreich) legte folgende Entschließung vor: Wie der Sozialismus die Befreiung des einzelnen innerhalb der Gesellschaft in der Schaffung eines neuen Systems der

Aus zwei Quellen.

Von Jakob Loewenberg.

[4]

Ich höre noch etwas von artig und fleißig sein — und fort ist die Mutter, und der Lehrer nimmt mich an die Hand, und einen Augenblick später sitze ich in der Bank zwischen lauter fremden Kindern. Ich kenne sie eigentlich alle, aber sie sehen heute so ganz anders aus als sonst, und Ascher ist nicht bei ihnen. Eine furchtbare Angst überfällt mich. Wenn nun auf dem Wege nach Hause die Gänse wiederkommen, oder der Bulle sich mir entgegenstellt, oder wenn ein toller Hund daherläuft — ein leises Schluchzen steigt in mir auf, da greift's nach meiner Hand, und ein zitterndes Stimmchen sagt ganz laut: „Komm, Moses, wir wollen nach Haus gehen."

Erfreut blicke ich auf. Das ist ja die kleine Hendel, die neben mir sitzt, mein liebster Spielkamerad, und da ist auch der David und der Albert und der Abraham, die Ida, lauter gute Bekannte und ebenso alt wie ich. Mit einem Male fangen alle an zu plappern, und die großen Kinder, mit denen der Lehrer gerade gesprochen hatte, lachen hell auf.

„Still, Ihr kleinen Rangen," ruft der Lehrer, „wollt Ihr wohl!"

„Ich will aber nach Hause!" weint die kleine Hendel, und die Tränen laufen ihr stromweise die Backen hinunter.

Ich verzerre den Mund auch schon bedrohlich.

Da sagt der Lehrer: „Ruhig, Du Kleine da, Du kommst auch nach Hause, und Du, Junge, Jungens weinen doch nicht!"

Im Nu ist mein Gesicht aufgehellt.

Und dann beschäftigt sich der Lehrer mit uns. Wir müssen ihm unsere Namen nennen, und darauf erzählt er uns eine Geschichte von kleinen Kindern, die immer gern zur Schule gehen und immer fleißig und artig sind und ihren Lehrern und Eltern viel Freude machen. „Wer von Euch will das?" „Ich, ich, ich!" rufen alle Kinder durcheinander.

„Halt, Kinder, das war nicht artig. Wenn ein Kind sprechen will, muß es aufzeigen und warten, bis der Lehrer es fragt."

Und nun wurden uns die Schulregeln eingeübt: wie man aufsteht und sich setzt, wie man aufzeigt und antwortet, und wie man fragt, wenn man hinaus will, und dergleichen komische Dinge mehr, und dann durften wir bis zur Pause unsere Tafel vollmalen.

Die Pause brachte mir eine große Enttäuschung. Ich hatte so oft davon sprechen hören; das dritte Wort bei den großen Kindern war immer: in der Pause. Ich dachte, das müsse etwas ganz Wunderbares, Seltsames sein, und allerhand Märchenbilder von goldenen Königshallen und der Wiese der Frau Holle schwebten mir dabei unbestimmt vor. Und nun war die Pause da. Wir gingen auf den Schulhof; die großen Kinder schrieen und spielten und aßen ihr Butterbrot. Ich drückte mich in eine Ecke und aß mein Butterbrot auch. Erwartungsvoll blickte ich umher. Kommt sie jetzt? Vielleicht ist es die Frau Holle selber oder eine von Dornröschens guten Feen. Die größeren Mädchen kommen zu mir her, streicheln mir übers Haar und wollen mit mir spielen. Ich drehe mich um und spähe durch die Hecke in den benachbarten Garten. Vielleicht kommt sie daher. Wieviel Blüten der Apfelbaum schon hat! Wenn die Aepfel erst reif sind — da guckt der Lehrer durchs Fenster und ruft „Hereinl" und die Kinder rufen einander zu: „Die Pause ist aus! Die Pause ist aus!"

Was war das nur? Hab ich sie denn nicht gesehen? Betrübt schleiche in die Schule auf meinen Platz.

Ja, so geht's, wenn man träumend an den Hecken steht und auf Erscheinungen wartet, während die schönsten Augenblicke zum Genuß locken. Später hab ich denn die Pause auch kennen gelernt und auch gesehen, daß sie eine richtige Fee ist, eine segenspendende Fee der Schule.

Nach der Pause fing das eigentliche Lernen an. Der Lehrer machte die drei berühmten Striche an die Wandtafel und sagte uns, das wäre ein i. Natürlich wußten wir das alle schon längst. Das muß ein dummes Kind sein, das kein i kennt, wenn es zur Schule kommt.

„Kennt nun auch einer von Euch ein Wort, in dem ein i vorkommt?"

Tiefes Schweigen.

„Denkt mal nach, denkt mal an Eure Namen, ich möchte einmal so gern ein Wort hören, in dem ein i vorkommt!"

Er sagte das in so wehleidigem Tone, daß ich ihn voll Mitgefühl ansah und traurig fragte: „Hast Du denn Dein Lebtag noch keins gehört?"

Die Großen lachten wieder, auch der Lehrer lächelte. Warum lachten sie mich denn aus? Ich hatte es doch ganz gut gemeint.

Nach vielem Hin- und Herfragen wurde endlich herausgefunden, daß der gesuchte Laut in Ida vorkomme, und die Trägerin dieses Namens blickte so verlegen und so stolz darein, als ob gerade der Königssohn zu ihr getreten sei und sie gefragt habe, ob sie nicht seine Frau Königin werden wolle.

Um Mittag wurden wir entlassen. Auf jeder Tafel stand fein säuberlich ein i, von des Lehrers Hand geschrieben. „Davon müßt Ihr morgen eine ganze Tafel voll mitbringen! Verstanden?" Und glückstrahlend, etwas müssen zu müssen, trabten wir von dannen.

Aber kaum war ich zu Hause angekommen und hatte von den großen Erlebnissen des Tages erzählt, da faßte mich ein eigentümliches, fremdes Gefühl. Es wehrte mir, als ich ins Freie hinausspringen wollte, und flüsterte mir zu: „Jetzt darfst Du nicht auf der Straße umherlaufen, darfst auch nicht im Garten spielen, erst mußt Du für den Lehrer eine ganze Tafel voll i schreiben. Eine ganze Tafel voll, und sauber und gut, hörst Du?" Sie hat meine Hand seit der Zeit nicht mehr losgelassen, die Frau Sorge.

Festtage.

So getreu ich mich der Einzelheiten des ersten Schultages erinnere, so wenig weiß ich von der folgenden Schulzeit. Nur die Wellen, die über das Ufer strömen, lassen sichtbare Spuren zurück. Zuweilen jedoch, wenn die Wasser des Tages ablaufen, sehe ich auf dem Ebbegrund alte Zeichen und seltsame Bilder. Gerate ich über meine alte Lesefibel, so kommen plötzlich Gedanken und Vorstellungen aus jenen Tagen zurück. Da weiß ich ganz genau, hier hast Du dieses und dort jenes gedacht. Bilder gab es leider in unserer Fibel nicht; aber die einzelnen Wörter verwandelten sich in Bilder und führten ein selbständiges Leben, das gar nichts mit dem zu tun hatte, was sie eigentlich bedeuten. Ein langes schweres Wort war ein Wagen, der nicht von der Stelle konnte, und das kleine „und" davor war der Fuhrmann, der es antrieb. Und dann wieder war ein Wort neidisch auf ein anderes, weil ich es nicht so gut gelesen hatte wie seinen Nachbarn, und ich ging wieder zu ihm zurück und las es viele Male, bis es mir ein ganz freundliches, vergnügtes Gesicht machte.

Bis die Herbstfeiertage herankamen, konnte ich schon lesen und schreiben. Am Rauschhaschonohabend*), so um Michaelis herum, lag ein sauber gemaltes Briefchen unter dem Teller des Vaters. Darin standen allerhand großtönige Versprechungen und Danksagungen, und ein Gefühl von Stolz und Scham zugleich beschlich mich, wenn ich an mein Briefchen dachte. Ob's der Vater wohl findet? Da kommt er mit seinem schweren Tritt aus der „Schul"; sein ernstes Gesicht ist noch ernster als gewöhnlich, und die Falten sind noch tiefer als sonst. Er schreitet auf die Mutter zu und küßt sie. Ich wende mich um, halb kichernd, halb erschrocken; ich schäme mich, und es ist mir recht unbehaglich zumute. Es ist das einzige Mal im ganzen langen Jahre, daß wir Kinder sehen, daß die Eltern sich küssen. Kaum wage ich mich an sie heran, um mich von ihnen benschen**) zu lassen. Der Vater legt mir die Hände aufs Haupt und murmelt denselben alten Segensspruch, mit dem einst Jakob seine Enkelkinder gesegnet, und die Mutter segnet mich auch; aber sie drückt mich noch hinterher in ihren Arm und küßt mich und nennt mich leise ihren Goldjungen.

Der Segen über Brot und Wein wird gesprochen, und noch immer sieht der Vater meinen Brief nicht. Da verrückt die Mutter den Teller ein wenig, endlich! „Was ist denn das?" Ich lasse den Kopf hängen wie ein Missetäter, und als Ascher den Brief vorliest, gleite ich leise vom Stuhl unter den Tisch hinunter. Den ganzen Abend fühle ich mich wie in einer Zwangsjacke; nicht plaudern, nicht lachen, nicht springen, sonst könntest Du etwas tun, was gegen die Gelöbnisse des Briefes verstößt. „Ich will mich immer bestreben, recht artig und folgsam zu sein." Ach, die Eltern begreifen gar nicht, wie entsetzlich schwer es einem Kinde wird, immer artig und folgsam zu sein.

Glücklicherweise waren am andern Morgen Brief und Versprechen vergessen.

Nach dem ersten Neujahrsfest folgt das noch ernstere Versöhnungsfest. Da dauert der Gottesdienst von morgens früh bis zur dunklen Nacht, bis die Sterne am Himmel glänzen. Kein Wunder, daß die christlichen Dorfbewohner den Tag den „langen" nannten, nicht nur wegen des vielen Betens, sondern auch wegen des langen vierundzwanzigstündigen Fastens, dem alle Erwachsenen unterworfen sind. Auch die größern Kinder müssen fasten, und die jüngeren doch mindestens bis zum Mittag. Unser guter dicker Nachbar, der Jamburensmeier, bedauerte mich immer: „So'n Jungsken!" Ich war aber nicht wenig stolz darauf, mitfasten zu dürfen, und dann, das wußte der Jamburensmeier gewiß nicht, vor dem Feste gab es eine große, große Mahlzeit, bei der es nicht nur ein Recht, sondern sogar eine Pflicht war, so viel wie nur eben möglich zu essen.

Der Versöhnungsabend brachte uns eine große Genugtuung. Während des ganzen Jahres waren wir es, die bei Kirchgängen, Prozessionen und großen Beerdigungen die Zuschauer bildeten, und — wenn auch nur heimlich und verstohlen gegen der Mutter Gebot — den Prunk und den Pomp der Heiligenbilder, der Meßgewänder und Fahnen bewunderten. Obgleich wir stolz darauf waren, daß wir an „so was" nicht glaubten, sahen wir es doch gern und ergötzten uns an der reichen Farbenpracht. Am Versöhnungsabend aber kamen die Christen zu uns. Da standen sie im Hinterraume der Synagoge bis auf den Vorplatz dichtgedrängt: die Männer, die ausgegangene Pfeife und die Kappe in der Hand, die Frauen, die kleinen Kinder auf dem Arm. Und sie sahen in den hellen Kerzenglanz hinein und blickten neugierig auf die Leute, die in Sterbegewand und Gebetmantel gehüllt, so ganz andere Wesen zu sein schienen, als die, welche ihnen täglich auf der Straße begegneten. Und sie standen und lauschten der wehmütigen, tiefergreifenden Weise des Kol Nidre-Gebetes und hörten der Predigt zu, die merkwürdigerweise gar nichts enthielt, was nicht der Pastor auch hätte sagen können: Tut Buße, reinigt Euer Herz, versöhnet Euch mit Euren Nebenmenschen, erst dann könnt Ihr Versöhnung von Gott verlangen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Neujahrsabend. **) segnen.

Kunst, Wissenschaft und Leben.

Das nächste Philharmonische Konzert,

das am 17. Februar unter Leitung von Siegmund von Hausegger stattfindet, hat folgendes Programm: Weber: Oberon-Ouverture. Atterberg: Violinkonzert (zum 1. Male), Kopsch: Tondichtung „Komödianten" (zum 1. Male) Beethoven: IV. Symphonie B-dur. Als Solistin ist die bekannte Münchener Geigerin Frau Gertrud Schuster-Woldan gewonnen worden, die das Violin-Konzert von Atterberg spielen wird, demselben bekannten schwedischen Komponisten, dessen Symphonie hier im Oktober 1915 mit größtem Erfolge aufgeführt wurde.

Sonnabend, den 15. Februar, nachmittags 4½ Uhr, Vortrag von Herrn Prof. von Hausegger. Erläuterung der Werke von Atterberg und Kopsch.